



Katastrophengebiet von New Orleans: „Eine Stadt verfällt dem Wahnsinn“

# Wenn alle Dämme brechen

Amerikas Golfküste versank in den Fluten von Hurrikan „Katrina“. Die Katastrophe von New Orleans, durch stümperhafte Rettungsversuche verschärft, brachte die zerrissene Gesellschaft des Südens zum Vorschein: Wer kein Geld für die Flucht hatte, bangte um sein Leben.

Das alles scheint ein Alptraum aus Afrika zu sein – Szenen wie aus einer Bürgerkriegsmetropole à la Liberia oder Kongo: brennende Häuser, dazwischen überflutete Straßen, durch die Leichen treiben. Im Tiefflug knattern Militärhubschrauber, schwerbewaffnete Nationalgardisten patrouillieren auf Panzerwagen durch verlassene Geschäftsviertel, in dem fensterlose Hochhäuser wie dunk-

le Ruinen in den Himmel ragen. Auf den Stelzen-Highways über der Wasserwüste schleppen sich Kolonnen von Flüchtlingen dahin – Monrovia am Mississippi.

„Wir müssen Sie warnen: Das sind keine Bilder, wie wir sie aus einer amerikanischen Großstadt zu sehen gewohnt sind“, erschreckt eine CNN-Moderatorin ihre Zuschauer. Denn unter der gnadenlosen Sonne, die schon am zweiten Tag nach der

Sturmkatastrophe die zerstörte Küstenregion im tiefen Süden der USA aufheizt, sterben Babys und alte Menschen – auf der Straße und vor laufender Kamera.

Ein alter Mann hat sich von einer Brücke gestürzt, seine Leiche bleibt auf dem Pflaster liegen. Einer Großmutter, die im Rollstuhl auf der Flucht gestorben war, haben Helfer eine Decke übergeworfen und dann die Leiche am Straßenrand stehen lassen.



DAVID J. PHILLIP / AP (L.); MATT ROURE / AP (R.)

**Überlebende auf der Canal Street:** „Szenen wie aus einem Entwicklungsland“

Eine andere Frau sitzt apathisch auf dem Mittelstreifen eines Highways, neben sich den Leichnam ihres Mannes. Die Polizei, die auch nicht weiterwusste, hat den leblosen Körper lediglich zur Seite geschoben, wo er nun hinter einer kleinen Mauer im Schatten liegt. Dann, berichtet die Frau, seien die Polizisten einfach weitergezogen. „Szenen wie aus einem Entwicklungsland“, klagt Kiersta Kurtz-Burke vom Charity Hospital aus New Orleans.

„Katrina“ war ein Monstersturm, dessen riesiger Wolkenwirbel fast den ganzen Golf von Mexiko eingenommen hat. Eine Woche nachdem der Hurrikan über die Küste von Louisiana und Mississippi hinweggefegt ist, liegt die Hafenstadt wie erstarrt in einer stinkenden Kloake aus Chemie, Exkrementen und aufgedunsenen Leichen. Weil die Polizei nicht alle Toten sofort bergen kann, werden einige Leichname mit Peilsendern versehen. Sie sollen später aus den Fluten

gezogen werden. „Waterworld“ nennen die Überlebenden zynisch die apokalyptische Kulisse aus umgestürzten Containern, Autotwracks, geborstenen Glasfassaden oder Apartmentblocks, abraziert bis auf die Grundmauern. „Waterworld“, wie in dem Hollywood-Katastrophenfilm.

Dazwischen irren Obdachlose umher, verstörte Überlebende auf der Suche nach Lebensmitteln und Medikamenten. „Helft uns, helft uns“, skandieren sie, wenn ein Hubschrauber vorbeifliegt. Manche malen ihre Hilferufe auf die Dächer der Häuser.

Recht und Ordnung sind in der Stadt untergegangen. Untergegangen wie ganze Stadtviertel, die das Pech hatten, unter dem Meeresspiegel zu liegen. „Eine Stadt verfällt dem Wahnsinn“, schreibt die örtliche Zeitung „The Times Picayune“. Wut, Trauer und Frustration über die scheinbar endlos verzögerte Hilfe schlägt um in Hass und besinnungslose Aggression.

Im historischen „French Quarter“, wo der Sturm die Rollgitter der Läden eingedrückt hat, suchen Überlebende nach Wasser und Lebensmitteln. Anderswo stehlen die zurückgebliebenen Anwohner Flachbildschirme, Uhren, stapeln Jeans und Sneakers auf überquellende Einkaufswagen. Das Shopping-Zentrum von Oakwood geht in Flammen auf, nachdem Plünderer in dem Komplex Feuer gelegt haben.

Die Gangs von New Orleans, die auch schon vor der Katastrophe ganze Straßenzüge beherrscht haben, räumen zu Hunderten Waffenläden aus oder zwingen Mitbürger mit vorgehaltener Pistole, ihre Autos abzugeben – und oft genug kann die Polizei nur hilflos zusehen, wenn Ladenbesitzer zur Selbstjustiz übergehen. „Du stiehlt – ich schieße“, warnt ein Schild vor einem Geschäft. Kathleen Blanco, die Gouverneurin von Louisiana, hat sich diesen Satz sogar zur Maxime auserkoren. Sie



M. SCOTT MAHARKEY / AP

**Nationalgardisten bei der Evakuierung des „Superdome“ am vergangenen Donnerstag: „Wir versuchen zu überleben“**

droht nach den Plünderungen in den Nächten vergangener Woche den Dieben mit gezielten Todesschüssen.

Und dann geraten selbst die Retter in Not: Ein Polizei-Lkw mit Lebensmitteln wird überfallen und entführt. In den Krankenhäusern, die ihren Betrieb so gut es geht aufrechterhalten, verschwinden die Notstromaggregate. Im Zentrum von New Orleans muss ein Rettungshubschrauber abdrehen, als er bei dem Versuch, Verletzte aus einem Hospital zu evakuieren, unter Beschuss gerät. „Wir versuchen zu überleben“, sagt Polizei-Captain Michael Pfeiffer, der auch eine Woche nach Beginn der Katastrophe noch keinen Überblick über die Zerstörung seiner Stadt hat – das Kommunikationssystem seiner Behörde war schon während des Sturms zusammengebrochen.

Seitdem haben Dutzende Polizisten ihre Posten verlassen und sind – wie zuvor vier Fünftel der 500 000 Einwohner – aus der Stadt geflohen. Andere haben, von Chaos und Anarchie entnervt, den Dienst quittiert. Hunderte, vielleicht Tausende Tote habe es gegeben, befürchtet Bürgermeister Ray Nagin und wendet sich mit einem „verzweifelten SOS-Ruf“ an die Behörden in Washington. Im Radio verliert er am Freitag die Nerven: „Es kotzt mich an – ich brauche mehr Truppen und mehr Hilfe. Sie schicken mir nur ein paar Scheiß-Busse, dabei wissen sie gar nicht, was hier unten los ist. Ich hab die Schnauze voll.“

Es ist nicht irgendeine Stadt, die da vor den Augen eines entsetzten, immer noch wie erstarrten Amerika in den Wassern versinkt wie ein zweites Atlantis. Es ist die Traumstadt dieses Volkes schlechthin: New Orleans, „The Big Easy“, die „Große Leichtlebige“ – dahin zog es die Amerikaner bisher immer, wenn sie im Süden einen Hauch von Sünde erleben wollten, und den Rest der Welt, der glauben mochte, es gäbe in den USA einen Ort des funktionierenden Multikulturalismus, des weitgehend harmonischen Zusammenlebens von Schwarzen, Latinos und Weißen.

Was für eine Metropole: so fiebrig in den ausgelassenen Tagen des Mardi Gras, so feurig in den Jazz-Kneipen des French Quarter, so frivol, dass man in den Straßen nach den Worten des Autors Walker Percy gute Aussichten hat, „mehr Nonnen und nackte Frauen zu sehen als sonstwo“.

Platz der Dichter, Platz der Musiker, Platz der Lieder- und Filmemacher. Eine der katholischsten Städte des Südens und doch – oder gerade deshalb – mit ihren Feten wie dem „Dekadenz-Festival des Südens“ Sodom und Gomorrha näher als all die andern. Tennessee Williams lässt seine „Endstation Sehnsucht“ hier im French Quarter spielen. Henry Miller nennt New Orleans den „angenehmsten Ort des Landes“, den einzigen in den USA, „in dem man sich fühlen kann wie ein zivilisierter Mensch“. Eine Kurtisane sei diese Stadt,

schreibt ihr berühmter Verehrer William Faulkner. „Eine Kurtisane, deren Reiz der Gereifte mächtig verspürt, deren Reiz der Junge unfehlbar erliegt.“

Der Spaßfaktor war hier zwischen Bourbon Street, Royal and Canal Street, den Cajun-Restaurants und Kreolen-Garküchen groß geschrieben, er war New Orleans’ Standortvorteil Nummer eins. Zehn Millionen Gäste strömten zuletzt jährlich in das Touristen-Eldorado, dessen Werbemotto lautet: „Let the good times roll – Lass es krachen!“ Während die Region als Zentrum der Erdöl-Industrie trotz größerer Vorkommen nicht entfernt an Texas heranankommt; während die propagierte Ansiedlung neuer Hightech-Firmen eher schleppend vorankam, putzte sich die Stadt als Anziehungspunkt für Kongresse und Erholungstrips immer erfolgreicher heraus.

In und um das pittoreske French Quarter entstanden neue Attraktionen. Die bittere Ironie aus heutiger Sicht: Meist hatten sie etwas mit Wasser zu tun. Die Stadt genehmigte neue Raddampfer für die Fahrt auf dem „Ol’ Man River“, dem Mississippi, verschönerte das berühmte Aquarium; neben den Spielcasinos auf dem Fluss wurde 1999 auch der erste Glücksspiel-Palast auf festem Stadtboden eingeweiht.

Was immer die Stadt in den letzten Jahren tat, um ihre Attraktivität weiter aufzupolieren, es konnte über eines nicht hinwegtäuschen: New Orleans war – schon

vor der großen Flut – eine zweigeteilte Stadt. Dem kleinen und feinen French Quarter mit seinen sündhaft teuren Restaurants standen große, verwahrloste Stadtviertel gegenüber, in denen die überwiegend schwarze Bevölkerung am Existenzminimum und oft darunter dahingekietert. Die Arbeitslosigkeit von New Orleans erreichte in diesen Vierteln über 50 Prozent, was die Stadt zu einer der ärmsten Metropolen der USA machte.

Eine Stadt, deren Geschichte reich ist an Katastrophen – sehr vorhersehbaren und ziemlich unerwarteten. Schon ihr Aufbau im feuchtheißen, von Ungeziefer verseuchten Sumpfgebiet widerspricht dem gesunden Menschenverstand. Gier war ihr Geburtshelfer, Täuschung ihr Lebenselixier: Ein schottischer Betrüger verkaufte dieses angeblich von Goldadern durchzo-

gene „Paradies“ etwa um 1716 an französische Investoren. König Ludwig XV. ließ zwei Jahre später eine Kolonie im Sumpfland gründen, sie von Sklaven ausbauen. Es folgten die Spanier als Herren des Außenpostens, dann wieder die Franzosen. Feuersbrünste zerstörten in diesen Jahren zweimal fast die gesamte Stadt. 1803 verkaufte Napoleon dann New Orleans mitsamt dem gesamten Mississippi-Gebiet für 15 Millionen Dollar an die Amerikaner – der „Louisiana Purchase“.

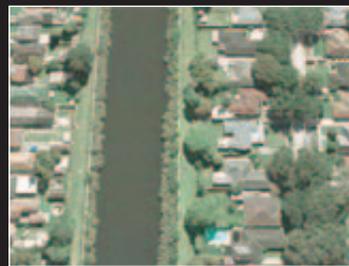
Anfang des 19. Jahrhunderts nahm New Orleans zwar als Baumwollhafen einen raschen Aufschwung, blieb aber stets anfällig für die extrem ungesunden klimatischen Bedingungen. Während Gelbfieber so gut wie überall in den Vereinigten Staaten bereits gebannt war, schlug die Seuche in den Louisiana-Sümpfen noch einmal grausam

zu. Mehr als 8000 Menschen starben beim Ausbruch der Krankheit 1853 am „Yellow Jack“.

Mit Washington hatten die Südstaatler schon immer ihre Schwierigkeiten. 1861 beschloss Louisiana die Trennung von der Union, wurde im Bürgerkrieg militärisch besiegt und litt zwölf Jahre unter der Besatzung der Nordstaaten-Truppen. Viele Bürger von New Orleans weigerten sich, den Treueeid auf die Vereinigten Staaten abzulegen. Eisenbahnverbindungen ins Hinterland sorgten für einen Aufschwung. In den „Goldenen Jahren“ des Jazz blühte das kulturelle Leben auf. Aber auch in diesen Jahren blieben die regelmäßigen Überschwemmungen in der Stadt nach großen Regenfällen Thema Nummer eins. 1928 wählten die Louisianer mit Huey P. Long einen demokratischen Gouverneur, der ver-



Straßenkreuzung vor dem Hurrikan und danach



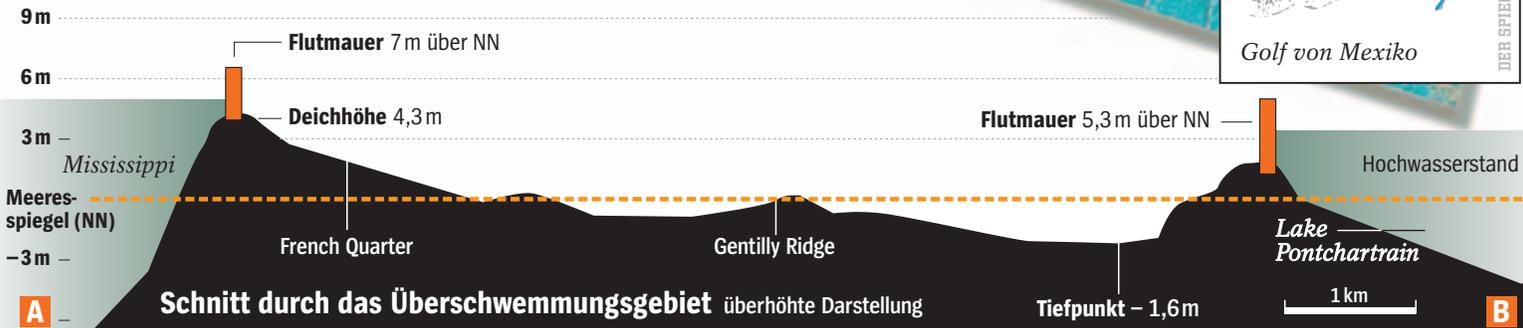
Deichbruch nach dem Hurrikan (rechts)

## Tödlicher Kessel

Höhenprofil im Stadtgebiet von New Orleans

Höhe in Metern unter dem Meeresspiegel  
unter -2 bis 0

über dem Meeresspiegel





ERIC GAY / AP

**Abwurf von Lebensmitteln aus Militärhubschrauber: „Verwirrt und überwältigt“**

**Zerstörter Apartmentkomplex in Long Beach,**

sprach, „den Wohlstand zu teilen“ – und die Dämme zu befestigen. Viele sagen, damals sei zum letzten Mal ernsthaft am Schutz der Stadt gearbeitet worden. Ihr Untergang in den Fluten ist deshalb kein Ereignis, das Experten überraschen konnte. Ganz im Gegenteil: Selten wurde ein Desaster so detailliert vorhergesagt wie das jetzige von New Orleans. Was Fachleute sich ausmalten, war nichts anderes als die angekündigte Chronik einer Katastrophe.

„Weggespült“ nannte ein Autorenteam der „Times Picayune“ seine fünfteilige Serie über das unvermeidliche Desaster, das New Orleans ereilen werde: „Es ist nur eine Frage der Zeit.“ Und Satz für Satz stellten sich diese drei Jahre alten Voraussagen in der vergangenen Woche als schrecklich wahr heraus.

Da waren die Evakuierungspläne, die klaffende Lücken aufwiesen und ausgerechnet die Einwohner vergaßen, die nicht aus eigener Kraft die dem Untergang geweihte Stadt verlassen konnten. Da waren überforderte Behörden, die nicht wussten, von woher Wasser und Lebensmittel kommen sollten, mit denen die von den Fluten Eingeschlossenen am Leben erhalten werden könnten. Und schließlich gab es da noch Dämme rund um die ständig tiefer in den Torfuntergrund versinkende Stadt, die ihrer Aufgabe längst nicht mehr gewachsen waren.

Als das Wasser des Lake Pontchartrain vom Norden her die Stadt geflutet hatte, waren alle Vorhersagen erfüllt: „Es gibt keinen Platz, wohin das Wasser aus dem Stadtkessel ablaufen könnte“, hieß es schon 2001. „Dann“, so schrieb das Nachrichtenmagazin „Time“ im vorigen Jahr prophetisch, „könnten die Ereignisse wirklich hässlich werden: Was am Ende noch von der Stadt übrig bleibt, mag kaum noch die Mühe lohnen, sie zu erhalten.“

Es waren nicht nur Journalisten, die das Unheil voraussahen. Ein Hurrikan über

New Orleans, urteilte im Frühjahr 2001 die nationale Zivilschutzbehörde „Federal Emergency Management Agency“ (Fema), gehöre zu den drei größten Bedrohungen des Landes. Die beiden anderen waren ein Terroranschlag in New York und ein Erdbeben in Kalifornien.

Wie eine tiefe Schüssel liegt New Orleans eingezwängt im Delta des Mississippi zwischen dem Fluss und dem riesigen Pontchartrain-See. An der tiefsten Stelle liegt die Metropole fast zwei Meter unter dem Meeresspiegel. Nur weil 22 gigantische Pumpstationen, die pro Minute Tausende Kubikmeter Wasser absaugen können, die Stadt vor Grund- und Regenwasser schützten, konnte New Orleans bis zur Ankunft von „Katrina“ überleben. „Ich will gar nicht daran denken, was ein Sturm hier anrichten kann“, erklärte noch in die-

**„Wir richten uns nach dem Geruch – wie die Hunde.“**

sem Frühjahr Walter Maestri, der Leiter des örtlichen Katastrophenschutzes.

Der Monster-Hurrikan der höchsten Kategorie fünf war am vergangenen Montagmittag knapp am Stadtzentrum von New Orleans vorbeigerast, nachdem er zuvor schon in Florida Tote und Verwüstungen hinterlassen hatte. „Böen in Orkanstärke über den meisten Teilen von Südost-Louisiana“, warnte das Nationale Wetterbüro in einem Bulletin, nachdem Windgeschwindigkeiten von bis zu 256 Kilometern gemessen wurden.

Dann fiel „Katrina“ über andere Golfstaaten her. Im Bundesstaat Mississippi wurde ein 100 Kilometer langer Küstenstreifen von sechs Meter hohen Flutwellen überrollt, mindestens 110 Menschen starben, Hunderte Häuser und Geschäfte wur-

den zerstört. Besonders betroffen waren die Städte Biloxi und Gulfport – wegen ihrer schwimmenden Kasino-Schiffe beliebte Reiseziele; im Nachbarstaat Alabama stand die Stadt Mobile drei Meter unter Wasser.

Zum Ende der Woche wagte niemand eine Bilanz, doch „Katrina“ dürfte sich als die wohl schlimmste Naturkatastrophe in der Geschichte der USA erweisen: Eine Fläche, so groß wie zwei Drittel Deutschlands ist betroffen, Schätzungen sprechen von über 1000 Opfern, die Schäden an Hab und Gut werden von Versicherungen auf bis zu 25 Milliarden Dollar taxiert.

In Wahrheit dürfte die Summe beinahe doppelt so hoch sein, denn Hausbesitzer sind oft unzureichend oder gar nicht gegen Flutschäden versichert. Noch bis zum Wochenende waren fast zwei Millionen Menschen ohne Strom. Ölplattformen sind stillgelegt oder zerstört, der Hafen von New Orleans – wichtig für den Getreideumschlag und Ölimport – ist auf Wochen unbrauchbar (siehe Seite 120).

Nun ist die schöne Leichtlebige versunken, eine Geisterstadt, in der meterhoch die schlammigen Fluten stehen. Suchtrupps schlagen die Dächer der überschwemmten Häuser ein. „Wir richten uns nach dem Geruch, wie die Hunde“, beschreibt Doug Cope, einer der Leichensucher, die grausame Aufgabe.

Obgleich das Desaster so präzise vorhergesagt worden war, ist viel zu wenig getan worden, um die Menschen zu schützen. „Verwirrt und überwältigt“ hätten die Behörden reagiert, kommentierte „USA Today“, Amerikas größte Tageszeitung. Und langsam, so als könnten sie gar nicht glauben, dass die stärkste Macht der Erde hilflos und gelähmt dem Desaster gegenüberstand, breitete sich eine Welle von Zorn über das Land aus. „Wir haben immer gesagt, es passiert, wir haben um Hilfe gebeten und gebettelt. Alle haben immer



SMILEY N. POOL / AP (L.); JIM WATSON / AFP (R.)

Mississippi: „Nationale Schande“

US-Präsident Bush beim Blick auf New Orleans: „Alles ist ausgelöscht“

ja, ja, ja gesagt und nichts ist geschehen“, klagt Katastrophenschützer Maestri. Eine „nationale Schande“ sei das verspätete Eintreffen der Hilfe, empört sich sein Kollege Terry Ebbert.

Das Versagen der Behörden wurde offenbar, sobald der Kessel von New Orleans voll gelaufen war. Zwischen 50 000 und 100 000 Einwohner hatten den Evakuierungsauftrag nicht befolgt, sondern harrten weiterhin in New Orleans aus, ohne Essen und mit wenig Wasser. „Hier gibt es weder einen Plan A noch einen Plan B“, stammelte ein NBC-Reporter fassungslos.

So verheerend sei Amerika noch nie von den Naturgewalten heimgesucht worden, gab der sichtlich schockierte US-Präsident George W. Bush zu Protokoll. Der Vorwurf von Maestri trifft auch ihn. 2002 hatte Bush den Chef der für den Deichbau zuständigen Behörde gefeuert, der Kongressabgeordnete unterstützt hatte, weil sie ein 188 Millionen Dollar teures Flutprojekt am unteren Mississippi verlangten.

Vergangenen Mittwoch endlich brach Bush den Dauerurlaub auf seiner texanischen Farm in Crawford ab, obwohl er stets behauptet, von dort aus lasse sich das Land doch ganz wunderbar führen. Knapp unter den Wolken zog am Donnerstag seine „Air Force One“ über das Katastrophengebiet an der zerstörten Golfküste hinweg. Fotografen durften den Moment festhalten. „Alles ist ausgelöscht“, murmelte Bush, als die Maschine über New Orleans kreiste. Sein ungläubiger Gesichtsausdruck wirkte nicht viel anders als damals am 11. September, nachdem er die Nachricht vom Terroranschlag auf New York erhalten hatte.

Alles, aber auch alles, verspricht Bush, werde jetzt getan, um den Menschen zu helfen. Für viele wird das zu spät kommen.

Zur Mega-Katastrophe haben den Hurrikan erst die Fehler der örtlichen Behörden und der Regierung werden lassen. Die

Mittel für den Deichschutz wurden in den vergangenen Jahren zusammengestrichen, besonders hart traf es New Orleans. Im Juni verhängte das Army Corps of Engineers dort wegen einer drohenden Budget-Kürzung in Höhe von 70 Millionen Dollar einen Einstellungsstopp.

Eine neue Studie, die erkunden sollte, wie die Stadt vor einem Hurrikan der Stärke fünf geschützt werden könne, musste abgebrochen werden. „Hier geht es um Leben und Tod“, warnte Louisianas Senatorin Mary Landrieu. Der Kongress versprach, sich der Sache noch einmal anzunehmen – im September, nach der Sommerpause, doch da war „Katrina“ längst über die Golfküste hergefallen.

Die Fema ist im Behördenmoloch des Heimatschutzministeriums aufgegangen. Terrorismus, nicht Naturkatastrophen galten Washington als größte Bedrohung der Nation. „Der Sturm war viel gewaltiger, als wir erwartet haben“, rechtfertigt sich Fema-Chef Michael Brown am Donnerstag, als hätte es die Studie seiner Beamten nie gegeben. Niemand, entschuldigte sich Bush in einem Interview, habe den Bruch der Deiche voraussehen können. Dabei legten die Regierungserkenntnisse gerade dieses Risiko nahe.

Nun soll ein massiver Einsatz von Helfern die Versäumnisse der ersten Tage vergessen machen. „Heroisch“ nennt Heimatschutzminister Michael Chertoff den Aufmarsch der Hilfskräfte. Eine ganze Flotte der U. S. Navy, darunter ein Lazarett-schiff, wurde mobilisiert. Bush setzte zum ersten Mal einen nach den Anschlägen des 11. September 2001 entwickelten nationalen Krisenplan in Kraft.

Aber der Weg der Hilfskräfte ins Katastrophengebiet ist lang, zu wenige standen bereit, um sofort nach dem Sturm zu helfen. 500 Reservisten der Küstenwache etwa, Experten für die Rettung aus Was-

sernot, wurden erst am späten Dienstag-nachmittag mobilisiert.

6800 Soldaten der Nationalgarden von Mississippi und Louisiana kämpften im Irak – und es sind ausgerechnet die bestausgerüsteten Einheiten, mit modernem Kommunikationsgerät und hoher Einsatzbereitschaft. Amerikas traditionell wichtigste Truppen für den Kampf gegen Naturkatastrophen sind so ausgedünnt, dass Gouverneure das Pentagon schon vor Monaten warnten, sie würden bei Naturkatastrophen fehlen. Zehntausende Gardisten aus allen Landesteilen sollen jetzt anrücken. „So wie die Dämme brechen, droht auch die Truppe zu zerbrechen“, warnte Senator Lindsey Graham, ein Parteifreund des Präsidenten.

„Prähistorisch“ nannte ein Reporter des Fernsehsenders CNN vorigen Freitag die Lebensbedingungen der Zehntausenden, die Ende vergangener Woche weiterhin auf ihren Abtransport aus der versunkenen Stadt warteten. Noch immer hatten sie kaum Wasser, keinen Strom, kein Essen.

Viele Einwohner waren der Zwangsevakuiierung von New Orleans nicht gefolgt, weil sie einfach nicht wussten wohin.

Evakuierung heißt in den USA: Rette sich, wer kann. Wer ein Auto besaß, floh über die Ausfallstraßen nach Norden. Wer Geld hatte, kaufte sich gleich ein Flugticket. Alle anderen hatten Pech. Öffentliche Notunterkünfte standen vor dem Sturm nur in halbwegs ausreichender Anzahl zur Verfügung.

Die Flucht wurde so zur Klassenfrage, zum „survival of the fittest“. Bill Rau, 45, Inhaber eines Juweliergeschäfts für Diamanten und Uhren aus dem 18. Jahrhundert im French Quarter, kaufte für 3000 Dollar sechs First-Class-Tickets nach Dallas. John Higgins, 49, irrte mit einem Transistorradio und einer Tüte Instantkaffee noch durch die Innenstadt, als bereits Windböen

# Konsumschock an der Zapfsäule

Nie zuvor schossen die Benzinpreise derart in die Höhe wie nach dem Hurrikan. Gefährdet „Katrina“ den weltweiten Aufschwung?

Die Bilder bringen Erinnerungen zurück: An den Tankstellen reiht sich Auto hinter Auto, jeder Kunde bekommt nur ein paar Liter Sprit zugeteilt, der Preis schießt binnen Tagen raketengleich nach oben.

So sah es aus, als die Welt die erste Ölpreiskrise im Winter 1973 traf. Und genauso erleben es die Menschen im Süden der USA heute wieder: Benzin und Diesel sind knapp und teuer. Der Ölriese Chevron hat den Treibstoff an seine Großhändler rationiert. Der Sprit kostet teilweise 60 Cent pro Gallone (3,8 Liter) mehr als nur Tage zuvor.

Damals, Mitte der siebziger Jahre, lähmte der Preisschock, den die Staaten am Persischen Golf ausgelöst hatten, die globale Wirtschaft. Ökonomen sprachen von „Stagflation“, um die Misere zu umschreiben: stagnierendes Wachstum bei steigender Inflation. Droht der Welt nun durch die Katastrophe am Golf von Mexiko eine ähnlich schlimme Krise?

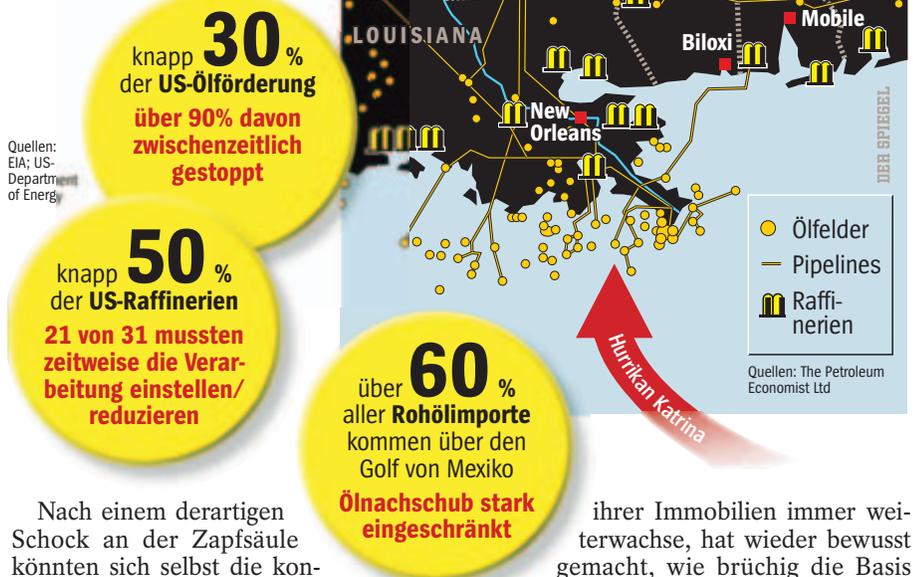
Immerhin beurteilen so kundige Fachleute wie der amerikanische Öl-Historiker Daniel Yergin die Lage als sehr ernst. Unter Umständen könnte dies „der größte Energieschock seit den siebziger Jahren werden“, meint der Pulitzer-Preisträger. Sein Pessimismus gründet darauf, dass nicht nur Förderanlagen, sondern gleichzeitig auch Raffinerien von der Naturgewalt getroffen wurden.

Der Engpass in den Veredelungsanlagen treibt die Preise für Kraftstoff so exorbitant, dass er sich in der vergangenen Woche sogar vom Ölpreis abgekoppelt hat. Rund ein Viertel der US-Produktion ist zwischenzeitlich durch den Hurrikan ausgefallen. Keiner weiß, wie lange es dauert, bis alle Anlagen, insbesondere die Pipelines, wieder reibungslos laufen.

Die reinen Schäden, so verheerend sie sind, werden die US-Konjunktur freilich kaum aus dem Tritt bringen. Die Bundesstaaten Louisiana und Mississippi sind strukturschwache Regionen. Dort werden nicht mal zwei Prozent des amerikanischen Sozialprodukts erwirtschaftet. Die letzten Wirbelstürme hatten jedenfalls keinen nennenswert negativen Einfluss auf das Wachstum. Was den Unternehmen viel mehr zu schaffen macht, ist die Ungewissheit, wie sich die Verbraucher nun verhalten werden.

## Stoß ins Herz

Bedeutung des Golfs von Mexiko für die amerikanische Ölindustrie



Nach einem derartigen Schock an der Zapfsäule könnten sich selbst die konsumfiebriegen Amerikaner allmählich fragen, ob sie sich nicht irgendwo einschränken müssen.

Würde Maßhalten aber wieder zur Tugend, hätte dies gravierende Folgen für eine Volkswirtschaft, die ganz und gar darauf eingestellt ist, dass die hochverschuldeten Verbraucher mehr ausgeben als einnehmen: Die Sparquote liegt bei minus 0,6 Prozent.

Schon die Korrektur der jüngsten Jahresprognose von Wal-Mart, dem weltweit größten Handelskonzern, hat die Konsumforscher alarmiert: Konzernchef Lee Scott machte ausdrücklich den Benzinpreis dafür verantwortlich, dass die Ziele nicht erreicht würden. Selten haben die amerikanischen Einzelhändler dem Weihnachtsgeschäft so bange entgegengesehen.

Im zweiten Quartal ist die Gesamtwirtschaft bereits schwächer gewachsen als erwartet, wichtige Indikatoren wie der Einkaufsmanager-Index für die Region Chicago verzeichneten im August einen nie dagewesenen Einbruch: Er spiegelt die tiefe Krise in der US-Autoindustrie.

Und die Warnung von Notenbankchef Alan Greenspan, die Verbraucher dürften sich nicht darauf verlassen, dass der Wert

ihrer Immobilien immer weiterwache, hat wieder bewusst gemacht, wie brüchig die Basis ist, auf der die bislang so robuste US-Wirtschaft steht. Stephen Roach, bekanntermaßen skeptischer Analyst der Investmentbank Morgan Stanley, sieht die ökonomische Weltmacht an einem „Wendepunkt“ stehen.

Doch auch in Deutschland beginnen die Volkswirte, ihre Konjunkturprognosen zu korrigieren. Die Einkaufslaune der Verbraucher ist seit Jahren sichtbar getrübt, zumal die Reallöhne schon lange stagnieren. Die Kaufkraft schwindet.

Ein normaler Haushalt gibt in diesem Jahr – die Preise des ersten Halbjahres hochgerechnet – 128 Euro mehr für Kraftstoffe aus als im Vorjahr, hat das Institut der deutschen Wirtschaft ausgerechnet. Die Autofahrer zahlen zähneknirschend, oder – und das ist neu – sie lassen das Fahrzeug stehen. „Das Risiko, dass der private Verbrauch im zweiten Halbjahr stagniert, ist beträchtlich“, sagt Deutsche-Bank-Volkswirt Stefan Bielmeier.

Dennoch hüten sich die meisten Ökonomen davor, Parallelen zu den Preisschocks der Vergangenheit zu ziehen. Heute scheint die Inflation unter Kontrolle, Energie als Kostenfaktor spielt dank sparsamer Motoren und Heizkessel sowie



**Havarierte Ölplattform (vor Alabama):** Ein Viertel der US-Produktion ist ausgefallen

besserer Wärmedämmung zumindest in den Industriestaaten keine so tragende Rolle mehr. Nicht mal zehn Prozent des Haushaltskonsums in Deutschland entfallen auf Benzin, Gas und Heizöl.

Überhaupt ist der hohe Ölpreis ja auch ein Anzeichen dafür, dass der Energiehunger gerade in China nicht nachlässt und die Wirtschaft dort weiterhin expandiert. Und das ist für die Exportnation Deutschland weitaus bedeutsamer als das finanzielle Opfer, das die Bürger an der Tankstelle entrichten.

„Es ist alles nicht so dramatisch wie in den siebziger oder achtziger Jahren“, versucht Dennis Snower, Chef des Kiewit Instituts für Weltwirtschaft, zu beschwichtigen.

Teile der strategischen Reserven auf den Markt zu werfen, wie es Bundeskanzler Gerhard Schröder am Freitag angekündigt hat, ist wohl vertane Mühe. Auf die Preise dürfte dieser Schritt jedenfalls keinen nachhaltigen Einfluss haben. Zudem mangelt es weniger an Öl, sondern an Benzin, Diesel und Heizöl. Wie begehrt raffinierte Ölprodukte sind, zeigt der Aufschlag bei den Spotmarktpreisen

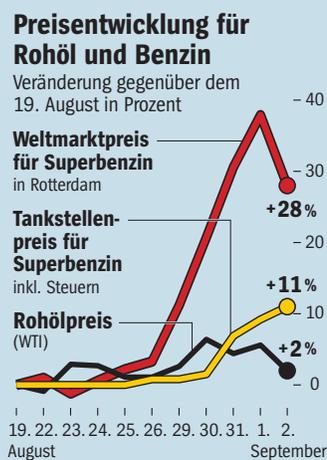
in Rotterdam von rund 28 Prozent in nur zwei Wochen, Rohöl ist lediglich 2 Prozent teurer geworden.

Vielmehr zöge die Regierung mit dem Antasten der Ölreserven, diesem psychologisch wichtigen Puffer, schon jetzt den letzten Trumpf – und gäbe dadurch womöglich den Märkten ein Signal, das die Preise eher antreibt als dämpft.

Manche Fachleute sehen ohnehin schon wieder Zeiten sinkender Ölpreise entgegen. Holger Schmieding, Londoner Chefvolkswirt der Bank of America, hält die aktuelle Hausse für übertrieben und rechnet bis zum Jahreswechsel mit einem Niveau von etwa 50 Dollar pro Barrel (159 Liter), bis Ostern fielen es sogar auf 40 Dollar: „Das wäre ein Preis, der fundamental gerechtfertigt wäre.“

Dieses optimistische Szenario ändere allerdings nichts daran, dass der aktuelle Ölpreisschock Spuren in der deutschen Wirtschaft hinterlassen werde, sagt der Ökonom. Das Hurrikan-Desaster verzögere die wirtschaftliche Belegung: „In diesem Jahr kostet uns der Ölpreis den Aufschwung.“

ALEXANDER JUNG



und starker Regen eingesetzt hatten. Die Obdachlosenunterkunft, in der er sonst schläft, war geschlossen. So landete Higgins im Superdome, den Bürgermeister Nagin zur sicheren Unterkunft erklärt hatte.

Der gigantische Betonbau, in dem etwa 25 000 Flüchtlinge wie in einer riesigen Arche Noah Unterschlupf fanden, erwies sich als gigantische Menschenfalle. „Katrina“ riss Löcher in die Kuppel, Teile stürzten ins Innere. Durch die Öffnungen peitschte der Regen, das Wasser stürzte Treppen und Fahrstuhlchächte hinunter. Obwohl die Arena schon vor Jahren als Zufluchtsort im Katastrophenfall bestimmt worden war, hatten die Behörden weder ausreichend Wasser, Essen oder Decken eingelagert.

Schnell fiel der Strom aus, Notgeneratoren schafften es gerade noch, ein spärliches Dämmerlicht zu erzeugen. Ohne Klimaanlage wurde es drückend heiß, die Toiletten liefen über. „Auf so etwas sind wir nicht vorbereitet“, rechtfertigte sich Superdome-Manager Doug Thornton. „Wir machen es hier den Menschen sonst nur für vier Stunden sehr angenehm.“

„Wir waren so dankbar, und jetzt sind wir in der Hölle“, versucht Rochelle Montrel ihre Flucht in die Riesenarena zu beschreiben. Weiter oben in den höchsten Rängen, wo es besonders dunkel war, drückten sich Gangmitglieder und Junkies herum, hier liefen Gerüchte über Vergewaltigungen und Mord um. Nichts davon ist wahr, wiegelte die Polizei ab. Wirklich? „Ich wäre lieber im Irak als hier“, machte sich ein fassungsloser Soldat der Nationalgarde Luft.

Es war ein spätes Eingeständnis, dass die riesige Fußballarena als Zufluchtsstätte eben doch nicht taugt, als am vergangenen Mittwoch die Evakuierung der Evakuierten begann. Mit Bussen wurden sie in den Astrodome im 350 Meilen entfernten Houston geschafft. Sobald die Fahrzeuge vor der Halle auffuhren, wurden sie von Verzweifelten gestürmt. Fast alle Flüchtlinge, die in Houston ankamen, litten nach Angaben des Roten Kreuzes wegen Wassermangel an Dehydratation. Am Donnerstag musste die Aktion unterbrochen werden, weil es vor der Halle zu Schießereien und gewalttätigen Ausschreitungen gekommen war.

Noch weit schlimmer ging es nach Angaben von Augenzeugen in einer zweiten Evakuierungsstätte, dem Convention Center von New Orleans, zu. Ohne jede Vorräte und einen einzigen Offiziellen harrten dort vergangene Woche noch Tausende aus. Die Bilder der Kamerateams, die sich zumindest tagsüber in die Anarchie der Wasserwüste von New Orleans wagten, zeigten Tote, die an Erschöpfung und Wassermangel gestorben waren.

Jeder hätte die Stadt verlassen können, weist Louisianas Gouverneurin Kathleen Blanco die immer lauter werdenden Vorwürfe über das stümperhafte Krisenmanagement zurück. Aber erst am vergangenen

# Achterbahn der Monsterstürme

Zahl und Stärke der Hurrikane nehmen zu – doch mit der globalen Erwärmung hat das nichts zu tun.

Das Vibrieren der Maschine zerrte an den Nerven, immer heftiger schlug der Regen gegen das Kabinfenster. Der Meteorologe Stanley Goldenberg musste gar nicht auf seine Messinstrumente schauen, um zu wissen: „Gleich sind wir im Herzen des Ungeheuers.“

Wenige Sekunden später durchstieß das Forschungsflugzeug die Wand aus sturmgepeitschten Wolken – und plötzlich herrschte vollkommene Ruhe: Die Lockheed WP-3D Orion war im Auge des Hurrikans „Katrina“. „Unter uns tauchte der Superdome von New Orleans auf“, erinnert sich Goldenberg, „das Zittern in uns war stärker als das unser Maschine.“

Ein Blick auf die Messinstrumente zeigte etwas Merkwürdiges: Als das Windmonster auf die Küste vor New Orleans traf, betrug der Luftdruck 910 Millibar – ein bedrohlicher Wert. „Die Sturmkraft hätte in diesem Fall noch viel stärker sein müssen“, sagt der Hurrikan-Experte aus Miami, „doch Katrina hatte sich auf einmal enorm abgeschwächt.“

Noch an Bord machte sich die Crew auf die Suche nach einer Erklärung. Aus den Radarbildern und den Daten, die ihnen zuvor abgeworfene Sonden funkten, stießen sie auf ein Phänomen, das noch gar nicht so lange von Hurrikanen bekannt ist.

Um den eigentlichen Wolkenring im Zentrum des Wirbelsturms hatte sich ein zweiter schnell rotierender Ring gebildet. Der äußere Ring schnitt den Energiezufluss nach innen ab und bewahrte New Orleans vor noch weit schlimmeren Windschäden. Für Goldenberg steht fest: „Hätte es diesen zweiten Wolkenring nicht gegeben, wäre der Superdome zerfetzt worden!“

Der 52-Jährige hat nicht nur als Wissenschaftler Erfahrungen mit den Riesenstürmen gesammelt. Zwölf Stunden nach der Geburt seiner Tochter zerstörte Hurrikan Andrew 1992 sein Haus und ließ sogar die Betonkonstruktion kollabieren. Rastlos zieht Goldenberg seither durch den Süden der USA und warnt die Politiker und Bürger: „Andrew war nur der Auftakt zu einer Periode, in der mehr und stärkere Hurrikane über den Nordatlantik heranrollen.“

Goldenberg hat den natürlichen Hurrikan-Zyklus gemeinsam mit seinen Kollegen von der „National Oceanic and Atmospheric Administration“ erstmals im De-

tail beschrieben. Demnach war die Hurrikan-Aktivität zwischen 1920 und 1960 schon einmal sehr stark, sie nahm dann aber bis Mitte der neunziger Jahre deutlich ab – und nimmt seitdem wieder spürbar zu: eine Art Achterbahnfahrt der Monsterstürme. Katrina reiht sich nahtlos ein – und war noch nicht einmal ein besonders auffälliges Exemplar.

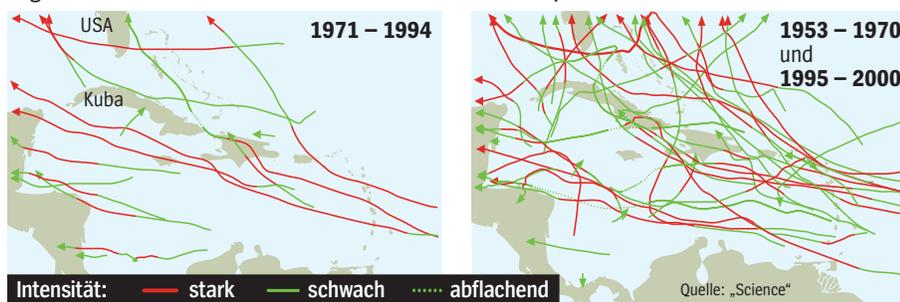
Hurrikan-Jäger Goldenberg ärgert sich daher über Umweltaktivisten und Politiker, die Katrina als Beweis für den vom Menschen gemachten Klimawandel instrumentalisieren: „Wer glaubt, dass man den Sturm mit einer anderen Energiepolitik hätte verhindern können, hat von Wissenschaft rein gar nichts verstanden.“

Die Menschen neigten leider dazu, so der Meteorologe, die lange Geschichte heftiger Stürme zu verdrängen und zu vergessen.

Irreführend ist es auch, die steigenden Kosten für die angerichteten Zerstörungen als Beleg für eine höhere Sturmgewalt zu sehen. Der Klimaexperte Roger Pielke von der University of Colorado in Boulder hat sich die Stürme der Vergangenheit vorgenommen und hochgerechnet, was sie bei heutiger Bevölkerungszahl, heutiger Bebauung und heutiger Versicherung der Güter gekostet hätten. Ein extrem zerstörerischer Wirbelsturm zog beispielsweise 1926 über Miami hinweg – wäre er heute über die Region her-

## Wechseljahre der Wirbelstürme

Zugbahnen von Hurrikans in der Karibik in Zeiträumen von jeweils 24 Jahren



Satellitenaufnahme von Hurrikan „Katrina“: Rotierendes Ungeheuer

eingebrochen, hätte er doppelt so hohe Kosten verursacht wie Katrina.

Es sei kein Zufall, so Pielke, dass sich in den sturmschwachen Jahren zwischen 1960 und 1990 der größte Zuzug von Menschen in die gefährdeten Gebiete im Süden der Vereinigten Staaten vollzog: „Die Leute wählten sich in einer trügerischen Sicherheit.“

Die vom Menschen verursachte globale Erwärmung hingegen habe mit dem zunehmenden Sturm-Chaos zunächst einmal nichts zu tun. „Ein Zusammenhang zwischen Treibhauseffekt und Hurrikanen ist bislang nicht bewiesen“, sagt Pielke.

Vor allem zwei Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit sich ein Hurrikan bilden kann: Erstens muss die Temperatur des Ozeans über 26 Grad Celsius liegen, damit der Riesensturm genug energiereichen Wasserdampf aufsaugen kann. Und zweitens muss die Atmosphäre über dem Meerwasser frei von vertikalen Scherwinden sein. „Sie unterbinden sonst die rasante horizontale Rotation, in welche die Luftmassen in einem Hurrikan geraten“, erklärt Goldenberg.

Macht der Treibhauseffekt folglich die Entstehung von Hurrikanen wahrscheinlicher, weil es aufgrund der Erwärmung größere Flächen von über 26 Grad warmem Wasser gibt? Dies ist zu einfach gedacht.

Denn ausgelöst wird die Geburt von Hurrikanen des Nordatlantiks häufig durch kleine Windwirbel, die selbst wiederum an der Flanke des südalgerischen Hoggar-Gebirges entstehen. „Die meisten Klimamodelle versagen angesichts dieser Komplexität“, sagt Klimatologe Lennart Bengtsson, ehemaliger Direktor am Max-Planck-Institut für Meteorologie in Hamburg.

Einige der Computermodelle haben sogar ergeben, dass die Erwärmung die Bildung von Wirbelstürmen erschwert. „Demnach entstehen durch den Treibhauseffekt auch stärkere vertikale Scherwinde“, erklärt Bengtsson – und genau die verhindern die Geburt der rotierenden Orkane.

Immerhin könnte die steigende Wassertemperatur den Todesstürmen etwas mehr Energie zuführen. „Das könnte einem Hurrikan durchaus ein paar Prozent an Stärke zusätzlich bringen“, sagt Goldenberg; doch dieser Effekt wäre wohl kaum messbar und würde an den verheerenden Folgen eines Hurrikans nur wenig ändern.

„Wenn Sie jemandem eine Tasse heißen Kaffee über die Hose schütten, spielt es keine Rolle, wie heiß genau der Kaffee ist“, so Goldenberg, „schmerzhaft ist es in jedem Fall.“

GERALD TRAUFFETTER



IRWIN THOMPSON / GETTY IMAGES

### Polizei, Plünderer in New Orleans: „Du stiehlt – ich schieße“

Mittwoch begannen die Behörden damit, die über 7000 Insassen der städtischen Gefängnisse zu verlegen. Da schwappte schon überall das Wasser auf den Gängen.

Dass im Superdome der Strom ausfallen würde, wussten die Behörden, bevor der Sturm das Land erreicht hatte. Die Stromversorgung der USA ist berüchtigt. „Wir haben das Stromnetz eines Drittweltlandes“, höhnte Bill Richardson, früherer Energieminister unter Bill Clinton. Die Stromleitungen hängen an antiquierten Holzmasten, die Kabel unterirdisch zu verlegen kostet ein Vielfaches. Bereits ein Schneesturm oder ein mittleres Gewitter garantieren in manchen Regionen tagelange Stromausfälle. Wann die Golfküste wieder ans Netz geht, weiß niemand. Die Energieunternehmen wagen nicht einmal eine Schätzung.

8000 Meilen Leitungen gelten als zerstört oder reparaturbedürftig. So flächendeckend ist der Blackout in Mississippi und Louisiana, dass ganze Landstriche, die vom Sturm weitgehend verschont blieben, inzwischen ebenfalls zu den Katastrophengebieten gezählt werden müssen. Supermärkte haben geschlossen. Was überhaupt noch verkauft wird, geht nur gegen bar über den Ladentisch. An Tankstellen wird der rationierte Sprit von Hand abgefüllt. Zumindest die Krankenhäuser, Feuerwehr und Polizeistationen, versprechen die Elektrizitätsunternehmen, sollen möglichst schnell wieder ans Netz gehen.

„Wir hätten besser vorbereitet sein sollen“, gesteht Louisiana Senatorin Landrieu bitter. Über die Fehler müsse man reden, aber bitte erst, wenn die Menschen aus ihrer Todesnot befreit sind. „Eigentlich sollte eine solche Katastrophe doch das Beste im Menschen hervorrufen“, meint fassungslos Gouverneurin Blanco. „Und jetzt sehen wir das Schlimmste.“ Den Plünderern drohte sie, aus dem Irak heimkehrende Nationalgardisten sofort auf den Straßen von New Orleans einzusetzen: „Sie sind es gewohnt, zu schießen und zu töten.“

Statt Menschen zu retten, mussten auf Befehl von Bürgermeister Nagin 1500 Po-

lizisten gegen schießwütige Kriminelle vorgehen. Louisianas Staatspolizei hat Sondereinheiten mit Panzerwagen entsandt, die noch am Wochenende auf den Straßen von New Orleans patrouillierten.

Es könnte Monate dauern, bis das Wasser aus allen Teilen New Orleans' abgepumpt ist. Frühestens in vier Monaten, sagt Bürgermeister Nagin, könnten die Bewohner zurückkehren – oder jedenfalls in das, was dann noch steht. Die Fema prüft Pläne, die Flüchtlinge zunächst in Zeltstädten oder auf Kreuzfahrtschiffen unterzubringen.

Aber was werden die Menschen aus New Orleans und all den anderen verwüsteten Regionen dann vorfinden? Viele Arme besitzen nicht einmal eine Versicherung. Wer am wenigsten hat, hat am meisten verloren.

„New Orleans kommt wieder auf die Beine“, versprach Präsident Bush mit dem ihm eigenen Optimismus. Am vorigen Freitag bereiste er das Krisengebiet im Hubschrauber und gab etwas kleinlaut zu, dass der verzögerte Beginn der Hilfe „nicht akzeptabel“ gewesen sei. Bürgermeister Nagin wütete seinem Präsidenten hinterher, er solle nicht immer nur großzügige Hilfe versprechen: „Erzählt mir nicht, dass 40 000 Helfer kommen werden. Sie sind nicht hier.“ Und ebenso erbittert begann die Diskussion um den latenten Rassismus, das alte schmutzige Geheimnis des Südens: Wäre die Hilfe genauso verspätet eingetroffen, wenn die Überlebenden weiß gewesen wären, fragten prominente schwarze Politiker.

Die Kürzungen beim Deichschutz und die Stümperei der Bundesbehörden werden auch weiterhin für Streit sorgen. Umso wichtiger ist es für Bush, dessen Umfragewerte schon vor „Katrina“ auf einem Tiefstand angekommen waren, jetzt Stärke zu zeigen. „Führungskraft dringend gesucht“, mahnte die „New York Times“ den Präsidenten vergangene Woche.

Viel Geld aus Washington für den Wiederaufbau ist unvermeidlich, auch wenn der US-Etat wegen des Irak-Kriegs schon heute ein Rekorddefizit verzeichnet. 14

Milliarden überwies die Regierung im vergangenen Jahr nach einer Serie von Hurrikänen nach Florida, wo Bush-Bruder Jeb regiert. „Katrina“ wird sehr viel teurer werden. 10,5 Milliarden Dollar hat der Kongress bereits als Soforthilfe gebilligt. Bis zu einem halben Prozent könnte das US-Bruttoinlandsprodukt wegen des Hurrikans in diesem Jahr zurückgehen, mutmaßen Experten.

Schon heute diskutieren Geologen, Meteorologen und Stadtplaner, ob New Orleans angesichts drohender Mega-Wirbelstürme überhaupt noch eine Zukunft hat. Das Mississippi-Delta, das die Stadt zum Meer hin schützt, schrumpft durch Erosion immer weiter. Alle zwei Stunden geht ein Hektar verloren. Jedes Jahr sinkt New Orleans zudem acht Millimeter tiefer in den Grund, weil das Auspumpen der Stadt auch jenen Torfschichten das Wasser entzieht, auf denen die Stadt errichtet wurde.

Hunderte Kilometer Kanäle haben Stadtväter und Ölmultis durch das Delta ziehen lassen, über ein Renaturierungsprogramm für die Küste von Louisiana streiten Experten und Politiker schon seit über einem Jahrzehnt. „Küste 2050“ heißt ein ehrgeiziger, 14 Milliarden Dollar teurer Plan, der 1998 verabschiedet wurde, nachdem der Hurrikan „Georges“ im letzten Moment kurz vor der Stadt nach Osten abdrehte. Verwirklicht wurde davon bis heute kaum etwas.

Um New Orleans zu schützen, sollte es wirklich aus den Fluten neu entstehen, sind riesige Dämme und Fluttore geplant, welche die Naturgewalten in den nächsten Jahrzehnten bändigen sollen.

Noch ist nicht sicher, ob „Big Easy“ diesen Kampf womöglich doch noch verliert. Wäre dann wirklich alles vorbei – der Karneval, inszeniert als trotziger Traum voll lasziver Lebenslust? Der Hauch von Jazz und Blues und Sünde, der durch die kleinen Nebenstraßen der Bourbon Street wehte? Der Waschsalon mit integrierter Kneipe, die Teestube mit dem Wahrsager-Service, die Bäckerei für Hunde, die auch Katzenkekse verkauft, die Whiskeyseligkeit des Stadtteils Storyville mitsamt der Belle Epoque des legendären Fotografen Ernest James Bellocq – alles versunken, um nie mehr aufzutauchen?

In diesen Tagen wirkt nur noch nostalgisch, was William Faulkner einst über sein New Orleans geschrieben hat: „Und wer immer dieser Kurtisane treulos wird, er kehrt zurück, wenn sie lächelt überm matten Flügelschlag ihres Fächers.“

Einfach nur traurig klingt, was New Orleans' anderer großer Fan Tennessee Williams über diese Stadt von sich gab, in „Endstation Sehnsucht“ mit der Stimme seiner Blanche DuBois: „Lieben Sie nicht auch diese langen regnerischen Nachmittage in New Orleans, wenn eine Stunde keine Stunde ist, sondern ein Stückchen Ewigkeit ...?“

ERICH FOLLATH, HANS HOYNG,  
GEORG MASCOLO, STEFAN SIMONS



Überflutetes New Orleans: Schlimmste Katastrophe in der Geschichte der USA

# Sklavenaufstand in New Orleans

Schlägereien, Plünderungen, Verzweiflung über Hilfe, die nicht kommt: Das überflutete New Orleans erlebt einen Sturm nach dem Sturm. Der Hurrikan „Katrina“ hat nicht nur Häuser zerstört, sondern auch die Mauern der Gesellschaft. *Von Alexander Osang*

Als die Meteorologen den Weg des Sturmes „Katrina“ ein vorletztes Mal korrigierten, berieten Loren und Jeanette Vaughn, ob sie New Orleans verlassen sollten. Es war nur eine kurze Beratung beim Frühstück. Eigentlich hatten sie nie ernsthaft darüber nachgedacht zu fliehen. Sie folgten ihrem gewöhnlichen Sturmplan. Jeanette arbeitet als Krankenschwester auf der Säuglingsstation im Methodist Hospital. Es ist ein siebenstöckiges Steinhäus in der oberen Hälfte von New Orleans, sturmsicher. Ihr Mann Loren und die beiden Kinder Andrew und Jessica würden sie dorthin begleiten, den Sturm aussitzen und wieder in ihr Haus zurückkehren.

So machen sie es eigentlich immer, wenn ein Sturm nach New Orleans kommt.

Sie packten ihre Wertsachen sowie Wäsche und Lebensmittel für eine Woche in ihre beiden Autos, den Chrysler Van von Jeanette und den Ford Truck von Loren, und parkten sie in der sechsten Etage des Parkhauses, das dem Krankenhaus direkt gegenüber liegt. „Katrina“ konnte kommen.

Der Sturm war heftiger als alle Stürme, die sie bislang erlebten, er tobte eine ganze

Nacht lang und blies ein paar Krankenhaushausfenster aus ihren Rahmen, aber dann kehrte wieder Ruhe ein.

Am Dienstag brach der Damm und flutete die Stadt. Das Wasser füllte die Keller und den gesamten ersten Stock des Krankenhauses und es bedeckte den Boden der zweiten Etage. Die beiden Autos auf der anderen Straßenseite waren plötzlich unerreichbar. Die Kinder begriffen, dass die Schule nun doch etwas länger ausfallen würde, und richteten sich zusammen mit ihren Eltern im Schwesternzimmer ein. Loren versuchte herauszubekommen, was mit seinem Haus passiert war, aber sie waren von den Nachrichten dort draußen abgeschnitten.

Es beunruhigte sie, doch letztlich waren sie versichert, die wichtigsten Dinge lagerten in den Autos, und die Welt schien noch in den Fugen. Der Katastrophenbewältigungsapparat begann zu arbeiten. Am Dienstag landeten Helikopter auf dem Dach des Methodist Hospitals und flogen die 13 kranken Säuglinge, die auf Jeanette Vaughns Station betreut wurden, nach Baton Rouge. Jetzt waren nur noch Ärzte, Schwestern und deren Familien im Kran-